Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 5

Artikel: Der Witwer
Autor: Borgese, G.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758260

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Witwer

Von G. A. Borgese

Berechtigte Übersetzung von Dora Mitzky

Das Ehepaar Calumi verkaufte seine Villa in den Voralpen und zog ans Meer; der Sonne nach. Doch wie bei Gewächsen, die nicht mehr die Kraft haben, neue Wurzeln zu schlagen, wollte die Verpflanzung nicht glücken. Auch ans Meer folgte ihnen, ein bleicher Schatten, das Gefühl, unnütz zu leben; es sei denn, dass dem Leben zuschauen und einander in der Stille lieb haben, Zweck des Lebens ist. Doch die Welt gehört heute (wir hören es alle Tage) nicht mehr den Besinnlichen; und auch jenes gelassene Einanderliebhaben, gleichmäßig wie Atemholen, hatte etwas von der Windstille, die auf unseren Meeren mondelang dauern kann und Sehnsucht nach Sturm erweckt.

Sie änderte sich zuerst. Ihre Nerven versagten. Es kam so weit, dass sie laut von dem sprach, was bisher zwischen ihnen geflissentlich totgeschwiegen worden war; dass sie die Taste berührte, die beide so viele Jahre lang gemieden hatten aus Furcht, ein Schrei würde daraus aufschrillen; und wiederholt sprach sie von dem Unglück, keine Kinder zu haben. Von Zeit zu Zeit machte, zumal an schönen Frühlingstagen, ihre Traurigkeit sich Luft. Sie sollten größere Reisen machen, sagte sie, in die Stadt übersiedeln, ein Kind adoptieren; das alles bunt durcheinander. Worauf es ankäme, sei, sich dem Leben zu überlassen, sich treiben zu lassen, aus sich herauszugehen; und fortzugehen. Hat man aber im Leben die Festigkeit eingebüßt, so packt einen beim erstenmal, wo man ein wenig Leere durchschreiten muss, der Schwindel.

So ging denn Frau Calumi bei der ersten Krankheit fort; und zwar auf immer. Es kam so schnell, so unbegreiflich plötzlich; ein Glockenhall im großen Schweigen, ein Donnerschlag aus unbekannten Weiten. Drei Tage nur zwischen dem ersten Fieberanfall und der Krise; drei weitere bis zum Ende. Dann ein Zuschlagen von Türen und Fensterläden, ein Schritteschleifen auf der Treppe, ein dumpfes Stampfen von schwarzbehangenen Pferden vor dem Tor; nichts sonst.

Er, als man sie ihm fortgetragen hatte, streckte die Hand aus im leeren Zimmer und sagte: «Gut!» Sagte es so, mit der beherrschten und bebenden Stimme des Geschlagenen, der sich gelobt, den Schlag dereinst zurückzugeben. An wem wollte sich Calumi rächen? an dem Schicksal, das

er und sie stets sozusagen mit Glacéhandschuhen angefasst hatten und das sie zum Lohn mit eiserner Faust anpackte? Sie pflegten beide zu sagen: «man muss das Schicksal zart behandeln, mit Vornehmheit und Vorsicht, es ja nicht herausfordern; dann geht es an einem vorbei und bemerkt einen nicht». Und jetzt war das Schicksal vorbeigekommen, uneingeladen, nicht herausgefordert, und hatte doch zugegriffen.

Doch noch unglaublicher als der plötzliche Schicksalsschlag selbst, der da nach zwölf schicksalslosen Jahren über sie hereinbrach, noch unglaublicher als Lia Calumis jäher Tod war der letzte Abend ihres Lebens. Sie war nie viel aus sich herausgegangen, hatte nie die großen Gebärden geliebt; ihre schamhaft verhüllten Empfindungen verrieten sich höchstens durch ein Sich-Verdunkeln oder Erhellen ihrer klaren Stirn, nie durch Worte.

Am letzten Abend indes suchte ihre Hand die des Gatten, und sie sprach wie jede andere Frau:

« Andrea ... Andrea ... ich bitte dich ... ich bitte ... schwör' mir, dass du keine andere heiraten wirst.»

Ihn befiel ein Zittern. Er hatte nicht geglaubt, dass sie die ganze Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes kenne. Er selbst wollte immer noch auf ein Wunder hoffen. Wie im Krampf drückte er ihr die Hand, und mit einer Stimme, die laut die ausbrechenden Tränen niederkämpfte, rief er:

« Lia! Lia! Warum sagst du das? Du wirst gesund werden.»

« Ich werde nie mehr gesund,» sagte sie feierlich. « Schwör' mir.»

Doch in diesem Augenblick klopfte es mit leisem Finger an die Tür und die Krankenschwester trat ein; und der Blick der Kranken glitt mühsam vom einen zur andern. Er hielt es nicht mehr aus, floh in sein Zimmer, um zu weinen, den Kopf zwischen den Händen vergraben. Vielleicht kam ihm nicht einmal von weitem der sonderbare Gedanke der Sterbenden: dass er sich wieder verheiraten könnte. Er dachte nur daran, dass seine Gefährtin von ihm ging.

Er fasste sich endlich, kehrte zu ihr zurück. Die Schwester sah ihn an. Lias Atem erfüllte das Zimmer. Unter den Lidern war von ihren Augen nur mehr ein wenig Weiß zu sehen, das wässerig war und verschwamm. Sie erlangte das Bewusstsein nicht mehr; in der Nacht starb sie.

So hatte sie das Versprechen ihres Gatten nicht erhalten. Und er fand keine Worte bis zu dem Augenblick, wo das Zimmer leer blieb und er sagte: « Gut ».

*

An die Einsamkeit gewöhnt, gelang es ihm nicht einmal, sie in der Stadt zu vermeiden, wo er sich nun niederließ. Er war nach Rom übersiedelt, damit die Erinnerungen nicht zu Gespenstern würden; in Rom aber fand er sich ein kleines Haus ganz für sich allein, in einer entlegenen Seitenstraße der Via Nomentana: ein weißer Steinwürfel zwischen vier schwarzen Pinienkuppeln. Vom Leben der großen Stadt drang dorthin kaum mehr als eine Erinnerung, ein Schatten; der Kalkanstrich war zu weiß und nahm unter dem Spiel der Sonnenstrahlen blendend blaue Tinten an; und die allzuschwarzen Pinien hatten etwas von einer Toteninsel. Nachts scholl das Geklingel der Straßenbahn von der Straße, die keine fünfhundert Schritt entfernt war, wie von unwirklichem Märchenland herüber; und die von den Bäumen gedämpften Reflexe der Gaslaternen glichen in dieser Vorstadtdämmerung den schläfrigen Lichtern eines Jahrmarktes, wenn die Leute weggegangen sind. Sogar am hellen Mittag klangen die Glocken, als ob man sie vom Schiff aus hörte.

In Rom lebten Verwandte, sowohl von ihm wie von seiner Frau; und ein paar Freunde aus früherer Zeit. Er begann, bei ihnen zu verkehren. Trotz der Trauerkleider und des «Witwermäßigen», das seiner Erscheinung und Haltung irgendwie anhaftete, so dass, auch wer es nicht wusste, seinen Stand erraten hätte, trug er seine Verzweiflung nicht zur Schau und brachte keinen Misston in die Gesellschaften. Er war noch ziemlich jung und sah eher noch jünger aus; von seinen schönen Zähnen war ein einziger falsch, man sah es, wenn er lächelte. Doch der blonde Spitzbart, der auf Taille gearbeitete, sorgsam zugeknöpfte Rock, das tadellose Benehmen, ja sogar seine seltenen, sofort gedämpften Heiterkeitsausbrüche verliehen ihm das Aussehen eines altväterischen Jünglings, als sei er aus einem alten Bild herausgestiegen. Wenn er einen Salon betrat oder verließ, wurde es still; und die jungen Mädchen, die in einer Ecke miteinander kicherten, waren plötzlich zerstreut, als ob sie ihm seine Jahre oder sein Geld nachrechneten.

Die Tante seiner Frau, die eine nette heiratsfähige Tochter hatte, legte eines Tages ihre Hand auf die seine und sagte:

«Ein bisschen traurig halt! Ein bisschen einsam!... Wenn man geliebt worden ist!... Aber du bist noch jung, Andrea. Das Leben kann für dich nicht zu Ende sein; sogar wenn du es wolltest!»

Er entzog ihr geschickt die Hand, und kurz darauf empfahl er sich.

Im Innern nagte etwas an ihm; eine Reue. Vorsichtig hütete er sich, sie zu untersuchen; doch er wusste, sie war da, er würde sie im richtigen Augenblick ungemindert, ja gewachsen wiederfinden. Gewiss, es war

nicht Grausamkeit gewesen, wenn er seiner Frau den Schwur verweigert hatte; die überstarke Erschütterung hatte sein Denken verwirrt; er hatte die Sterbende nicht im Vorgefühl des Todes bestärken wollen. Dann war jener groteske Zwischenfall gekommen, wo jeder Augenblick nunmehr unwiderruflich war; als er zu ihr zurückkehrte, war es, um ihr alles zu versprechen; er konnte nicht ahnen, dass sie schon in der Agonie lag. Aber warum hatte er ihr Ohr nicht mit jenem Wort versiegelt, und wär's auch in der letzten Minute? Nein! Er war stumm geblieben, zugeschnürt von der Qual, blind überzeugt, dass kein Bewusstsein mehr in ihr sei. Und vielleicht hatte sie im Todeskampf tausendmal mehr gelitten als nötig, von Eifersucht zerrissen, sie, die für jene finstere, niedrige Leidenschaft zeitlebens solche Verachtung gezeigt hatte! Und es gab kein Halten auf der gefährlichen Bahn des Zweifelns: er fragte sich, ob nicht etwa in ihm selbst, ihm unbewusst, ein Stück Selbstsucht sich geregt habe, ein Widerstreben gegen bindende Verpflichtung, möglicherweise eine instinktive Folge jener lässigen und leeren Gewohnheit « das Schicksal nicht herauszufordern ». Wenn solche Gedanken ihn spät abends überfielen, im Bett, während er sich umsonst bemühte, seine Aufmerksamkeit auf die Seiten eines Buches zu sammeln, so löschte er das Licht und erbat mit geballten Fäusten, wie ein schreckverstörtes Kind, Mitleid vom Schlaf.

Wohl, aber das Haus war verwahrlost und grau; kostspielig und dabei ohne den kalten Glanz des Luxus. Haushälterin, Diener, Koch; und doch alles öde. Wenn man von Jugend auf an die Nähe einer Frau gewöhnt ist, so wird sie unentbehrlich, auch wo's nicht um Küssen geht. Es genügt schon ihre helle Stimme, die mit dem dunklen Organ des Mannes Kontrapunkt bildet; das leichte Rauschen ihres Kleides; der frische Duft, der hereinströmt, sowie eine Tür aufgeht, als habe man ein Fenster geöffnet; die tausend kleinen unnützen lieben Dinge, womit sie die Eintönigkeit der Tage einfasst, wie ein Saum verwehenden Golds im Abendrot die Wolke. Dies Klingen der Worte; Luft, die man atmet; zarteres, schwebenderes Licht, wie eins, das durch eine Spitze strahlt.

Damit also die Dienerschaft jemand über sich habe, damit die Wirtschaftskosten herabgesetzt oder doch wenigstens so vernünftig verwendet würden, dass man sich nicht zu schämen brauchte, wenn man einen Freund einlud, damit zerschlagenes Porzellan weniger geschmacklos ersetzt und die hotelmäßigen Mahlzeiten genießbarer würden, aus diesen und anderen Gründen also, doch auch, um dem Haus jenen Geruch eines neuen Eisenbahnwagens zweiter Klasse zu nehmen, der

die Eigentümlichkeit gutgehaltener Junggesellenwohnungen ist, trat an die Spitze des Hauses Calumi die von Ruf tadellose, von Aussehen einnehmende fünfundzwanzigjährige Französin Mademoiselle Eugénie Leroux.

Eines Tages nun, als sie ihm gegenüber saß, das feine Bein recht sichtbar unterm kurzen Röckchen, und ihm mit weicher Stimme Prousts Odette erklärte, hörte Calumi auf einmal die Worte nicht mehr und fühlte nur, wie ein feuerroter Reif ihm den halben Schädel, von den Schläfen bis zum Nacken, zusammenpresste. Er beugte sich vor und fasste sie um die Taille.

« Monsieur » – sagte sie mit sanftem Tadel – « Monsieur? Qu'est-ce que vous...? »

Er zuckte auf seinem Stuhl zurück. Jetzt hörte er das Ticken der Uhr in seiner Westentasche.

« Oh! » sagte das Fräulein noch. « Vous m'avez fait peur ».

Aber was war das für ein Zittern auf ihrer Wange, das die künftigen Falten vorzeichnete? und das Licht, warum spielte es so unbarmherzig auf den zarten Härchen, dem blonden Flaum, dass sie ihn wie ein schlecht rasierter Bart berührten? Bis dahin war sie ihm hübsch vorgekommen.

Und jetzt? Äugelte sie nicht nach ihm so schrägen Blicks, als habe sie noch den Schlaf in den Augen?

« Mon ami! » sagte sie und streckte ihr Händchen aus, um nach dem seinen zu greifen.

Er erhob sich:

« Veuillez me pardonner... J'ai eu tort ».

Und verschwand ins Nebenzimmer.

*

Dann vergingen die Jahre rasch, die ersten Jahre bergab, die von der Jugend noch den Schwung haben, aber nicht mehr den Glauben. Das erste Stück läuft man noch, beinah freudig, noch kraftgestählt vom Aufstieg; man lässt den Gipfel hinter sich liegen, ohne sich auch nur umzudrehen; weiter unten bremst man; es beginnt eine neue Steigung, länger, doch weniger steil; das Alter.

Äußerlich war Calumi kaum verändert. Im Klub, im Theater, in Gesellschaft war er immer noch derselbe; und die reiferen Jahrgänge unter den jungen Mädchen hatten nicht aufgehört, ihn ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Innerlich aber fühlte er sich verwandelt. Und das Sonderbare war, dass ihm alle anderen schnell zu altern schienen: die Haus-

hälterin, der Diener, die Tante seiner Frau. Dann lächelte er: waren es doch nur die Spiegel, worin er sich selbst beschaute.

Solange er nicht allein war, war er ruhig. Spät abends aber, wenn er heimkehrte, kamen die Erinnerungen ihm entgegen, dichter, immer dichter. Zuerst versuchte er noch, sie zu verscheuchen; dann nicht mehr. Ja, er fing sogar an, in den Schränken zu wühlen, alte Papiere hervorzukramen, Lias Briefe, die Locken von ihrem Haar, die Photographien und Dilettanten-Aufnahmen zu ordnen und zu katalogisieren. Manchmal öffnete er die Parfum-Fläschchen, die letzten, die sie angebraucht hatte. Vor dem Schlafengehen machte er die Balkontüre weit auf, um das Zimmer zu lüften. Aber nichts tat ihm wohl in jener Stunde. War die Nacht herbstlich und regnerisch, so war ihm, als müsse er im Regen ertrinken; war sie heiter, so durchbohrte ihm das Blitzen der Sterne gegen die schwarze Trauer der Pinien das Herz.

Eines Nachts, als er wieder zuschloss, erschien ihm Lia beinah zum Greifen sichtbar. Sie sprach zu ihm: « Warum hast du mich so sterben lassen? »

« Ja », antwortete er mit dem bloßen Hauch, «... ich hätte ihr schwören sollen, keine andere zu heiraten. »

Was hatte ihm alle Zurückhaltung seines Lebens, was die Mäßigkeit in Gedanken und Worten genützt, was die wachsame Scheu (er wusste selbst nicht, ob mehr schlau oder fromm), das Schicksal weder herauszufordern noch zu verpflichten?

Eine nach der anderen stiegen ihm im Halbdunkel die Gestalten derer auf, die er hätte heiraten können: Lias Cousine, die Schwester seines Freundes Ghezzi, die Witwe des Generals Furno, Mademoiselle Eugénie Leroux... Haha, die Witwe Furno! Der Gedanke an sie brachte ihn zum Lachen.

Alle zogen sie an ihm vorüber.

Irgendeine!

Er trat wieder auf den Balkon hinaus.

« Ich hätte ihr schwören sollen, dass ich keine heiraten würde. Und dann irgendeine nehmen! »

Er stutzte beim Klang dieser Worte, der gleichsam in der Luft hängen geblieben war.

In der Hand hielt er – so war es ihm – die beiden Enden jenes Satzes, wie Stücke eines dürren Holzes, das er übers Knie gebrochen: das dürre Holz seines Lebens.